

## Das andere Geschlecht und ein „Knigge“

Mein Mütterlein lehrte mich schon in frühen Jahren, dass man sich stets nach dem „Knigge“ richten müsse. Ein Benimm-Dich-Buch, das durchaus hilfreich sein kann, wenn man so gar keine Ahnung von Anstandsregeln hat oder plötzlich in Kreisen verkehren muss, in denen man es sonst nicht gewohnt ist, eine Gabel in die Hand zu nehmen. Eine Lektüre, die sich ständig selber überarbeiten muss, weil sich Sitten und Bräuche schneller ändern als einem Schamhaare wachsen. Manches war damals schon überholt und noch aus Mamas 50er/60er Jahren, manches konnte man aber durchaus noch verwenden und verinnerlichen. Bei all den Tischregeln, Du-Wort-Hierarchien und Begrüßungshandküssen war aber eines stets klar: eine Frau von Welt wirft sich niemals – niiiiemals – einem Mann an den Hals. Vornehme Zurückhaltung ist angesagt, kein derbes Vordringen, keine besonders große Aktivität, begonnen beim Grüßen. Kurzum: Man darf nicht „Buama-narrisch“ sein.

Und so wartete ich eben ab. Ich wartete, bis mich ein Bursche auf der Straße grüßte, was selten bis gar nicht geschah, da diese den Knigge offenbar nicht gelesen hatten. Ich wartete, bis mich einer mal auf ein Eis einlud – vergebens! Dass mir einer meinen schweren Turnbeutel trägt, .... dass mich einer unter der Straßenlaterne küsst – alles vergebens!

So musste eben doch ICH das Ruder in die Hand nehmen. Mein erster Versuch war der Kronawetter Wolfgang, ein Nachbarsbursch. Ein sportlicher Typ, 3 Jahre älter als ich, im Sommer stets mit einem gestreiften T-Shirt und seinem Bonanza-Rad unterwegs, lautstark „zicke zacke, zicke zacke, hoi, hoi, hoi“ rufend. Keine Ahnung, was das bedeutete, doch es machte Eindruck. Im Winter dann sah ich meine Chance: Wolfgang baute mutterseelenalleine eine Schneeburg. Ich nahm allen Mut zusammen und stapfte über die Straße zu ihm hin. Was sage ich bloß? Wie gehe ich das an? Darf ich als Mädchen das überhaupt?

„Baust du eine Schneeburg?“, fragte ich ihn mutig.

„Ja!“, sagte er.

Dann ging ich zicke zacke wieder heim.

Oder der Feldburger Martin. Der ging – mit einem Riesenabstand – täglich mit mir zum selben Zug, um in die Bezirkshauptstadt zur Schule zu fahren. Er grüßte mich nicht, weil er wahrscheinlich schüchtern war, ich grüßte ihn nicht, weil ich eine Frau war und es laut Knigge nicht durfte, wir waren uns aber immer sympathisch. Als er eines Tages mit Skiern samt Stöcken schwer daher schleppte, riss ich mich erneut am Riemen und bot ihm meine Hilfe an, die er dankend annahm: ich trug ihm seine Ski. Nicht die leichten Stöcke, womit ihm auch schon geholfen gewesen wäre – nein! – die unhandlichen, schweren Ski warf ich mir auf meine schiefe Schulter! Ich, die ich selber noch nie mit Skiern umgehen konnte und eh schon genug damit kämpfte, mich selber und meinen Schulranzen fortzubewegen. Wir gingen also nebeneinander her, redeten wie immer kein Wort, und er verabschiedete sich ohne Dank mit einem „Pfiat di!“. Wenigstens da hat er mal gegrüßt. Was für ein Erfolg! Ein Pärchen wurde nie aus uns und meiner Mutter habe ich diese Geschichte, aus der ich eindeutig als „Buama-narrisch“ hervorgehen würde, NIE erzählt!

Aber es kam noch narrischer: In den Sommerferien, in denen ich mich meistens fadisierte, erhielt unser „Konsum“ einen neuen Filialeiter. Ein wunderschöner Mann, der mit seiner VoKuHiLa-Frisur schnittig in seinem Scirocco daher schoss und berufsbedingt sehr freundlich zu allen war. Meine Freundinnen und ich waren hin und weg, und wir stritten darüber, wer sich

öfter eine Extrawurstsemmel mit Gurkerl kaufen dürfe als die andere. Roland hieß der Bursche, das bekamen wir von seinem Namensschild mit, und Raucher war er und nicht aus unserem Bezirk. Auch das konnten wir gut beobachten, taten wir doch etwas – und ich war beschämender Weise an vorderster „Buama-narrischer“ Front dabei – wofür man heutzutage angezeigt werden könnte: wir stalkten ihn. Wir saßen von in der Früh bis am Abend vorm Geschäft auf einer Bank, frisierten uns alle 10 Minuten die Haare und trugen Lipgloss auf, um schön zu sein, spielten laut Musik aus einem raunzenden Kassettenrekorder („Ich will Spaß“ von Markus) und kicherten, wenn wir ihn rauchen oder in sein Auto steigen sahen. Wir taten dies so intensiv, dass nicht nur er anfang, uns zu winken, sondern auch viele andere Männer in ihren Autos und auf den Mopeds und wir sozusagen bald zum Ortsbild gehörten wie die Kirche und der Rabenstein. Wir saßen dort, wenn sie in die Arbeit fahren und nach 8 Stunden wieder nach Hause kamen, wir beobachteten das ganze Dorf, wann es mit wem wohin kutschiert, wussten, wenn jemand spät dran oder krank war, sahen neue Tachtelmechtel kommen und alte wieder gehen und beobachteten, was und wie viel die Leute einkauften. Die einen fanden uns witzig, die anderen hassten uns. Wir knüpften sogar neue Kontakte, die uns aber nicht wichtig waren, denn wir hatten ja nur eine Mission und die hieß „Roland“.

Was aber dem Fass den Boden ausschlug, war, dass wir Roland nicht nur immer wieder Rosen aufs Auto legten, sondern uns – und ich natürlich wieder an vorderster Front mit dabei – ein fettes „R“ in den Unterarm ritzten. „Gib Salz in die Wunde“, war der Tipp von Eveline, „dann wird es eine ganz tiefe, schöne Narbe“. Wochenlang hatten wir alle ein „R“ auf der Hand, das zuerst wie blöd blutete, sich dann darüber eine unschöne Kruste bildete und schließlich tatsächlich über einen gewissen Zeitraum eine Narbe blieb, die Gott sei Dank wieder verschwand, bis ich meinen ersten wirklichen Freund hatte, der Fritz hieß und nicht Roland. Ich Buama-narrisch? Niiiiiiie!

Einen letzten Versuch wagte ich dann noch zu Fasching. Dani und ich feierten in einem Gasthaus auf einem Gschnas und interessierten uns offensichtlich für denselben Typen, einen feschen Förstermann. Und irgendwie kam es, dass dieser Kerl mit dem Koch gut bekannt war und uns in die Küche mitnahm. Es sei gesagt, dass wir alle drei dort nichts verloren hatten, aber dennoch auf einem Stuhl in der Ecke Platz nahmen. Der Förster zumindest. Und er gab mir zu verstehen, dass ich mich auf seinen Schoß setzen sollte, was ich – Knigge, steh mir bei! – auch tat. Ich genoss den kurzen Augenblick, wurde der aufregenden Situation gewahr und kurz bevor es zu akuter Stressinkontinenz kam, verließ ich die Oberschenkel des Herrn Försters und rannte auf die Toilette.

Als ich zurückkam und es mir wieder an den Lenden des Küchenhockers gemütlich machen wollte, saß plötzlich Dani auf dessen Schoß. Ohne mit der Wimper zu zucken. Und ihm war es anscheinend auch egal, dass jetzt eine andere Buama-narrische an seinen Knien reibt... Der Chef des Gasthauses warf uns übrigens kurz darauf alle aus der Küche und bis heute weiß ich nicht, ob der Förster ein echter war oder nur ein verkleideter Faschingsnarr.

Ach, hätte ich doch auf Mama und ihr Benimm-Dich-Buch gehört! Ich hätte mir viel Kummer erspart!

## Omis Vitrine

Wenn ich meine Omi besuchte, machte ich es mir stets auf einer Stufe vor dem riesigen Wohnzimmerfenster gemütlich, denn in einer Ecke hinter dem Vorhang hatte sie ihr Naschkasterl. Knabbergeback war damals eine Seltenheit, Omilein hatte aber immer welches parat. Ob nur ich dies dermaßen als Rarität ansah, weil man mir im Alltag relativ gesundes Essen vorsetzte – von den Punschkrapferln und anderen alkoholischen Süßigkeiten mal abgesehen – oder ob es damals noch nicht so Usus war, dass man sich für jeden Fernsehabend mit Snips und Co eindeckte, weiß ich nicht.

Auf jeden Fall hatte Omi immer eine Packung Kartoffelchips auf Lager, von denen ich mir gelegentlich ein paar einverleiben durfte. Nicht viele, denn ich empfand sie als Kind als zu salzig, aber ein paar naschte ich schon, während ich auf erwähnter Stufe saß, auf der ich in Augenhöhe eine Glasvitrine sah. In diese starrte ich beim Knabbern gerne, denn dort befand sich ein Sammelsurium an Sachen. Undefinierbar zusammengewürfelte Gegenstände, die miteinander keinen Sinn ergaben, einzeln betrachtet aber ein jedes Ding seine Geschichte erzählte.

Da war einmal ein kleiner Kalender aus Pappe mit 31 kleinen Zetteln mit Ziffern, an denen man täglich das Datum ändern konnte. Es gab noch keine Handys, Computer, Herde oder Geschirrspüler, von denen solche Informationen ablesbar waren, deshalb musste man mühsam das Vitrinenglas zur Seite schieben und jeden neuen Tag in feinsten Handarbeit ordnungsgemäß willkommen heißen. Nicht auszudenken, wenn ein Schaltjahr war! Dann gab's große Verwirrung.

Daneben lag eine Muschel. Eine riesige, wunderschöne Muschel, in der man – glaubt es mir oder nicht – das Meer rauschen hören konnte. Wirklich! Das war dort drinnen, man hielt sie mir manchmal, wenn ich das Chipssackerl brav wieder verschloss, an mein kleines Ohr. Und ich hörte das Meer. Aus, Basta.

Omi hatte auch eine Ein-Dollarnote in ihrem Schränkchen. Eine „Silver Certificate“ aus dem Jahre 1923, mit George Washington, dem ersten Präsidenten der USA darauf. Das wusste ich damals aber noch nicht, während ich lautstark meine Chips zerbiss und den ganzen Boden vollbröselte. Ich kannte bestenfalls den Carl Ritter von Ghega, aber auch nur, weil er so schöne Locken hatte und auf dem 20-Schilling-Schein war, den ich manchmal als kleines Taschengeld bekam.

Was natürlich in der Vitrine auch nicht fehlen durfte, war die obligatorische Schneekugel, die mal irgendwer von irgendwoher gebracht hatte und die ich mit den fettigen Chipsgriffeln nicht berühren durfte. Dafür musste ich sie mir extra waschen, um dann den Großglockner im Schnee zu sehen. Den hatte nämlich Omilein in ihrer Kugel, ohne jemals selber dort oben gewesen zu sein.

Auch sehr faszinierte mich eine Flasche Cherry Brandy, die eine Ummantelung aus Jute hatte, woran eine Plastikkirsche hing. So eine schöne Kirsche! Sie erinnerte mich an ein Dosenkompott mit gemischten Früchten, worin sich nur eine halbe, entkernte Kirsche befand, die aber äußerst süß und chemisch schmeckte. Also für ein Kind ganz wunderprächtigt. Des Weiteren fanden sich in Omas Vitrine mehrere bunte Cherrygläser und kleine Plastikspießchen.

Ob sie die jemals benutzte? Ob sie damit heiße, ausgelassene Partys feierte mit Kirschenpärchen um die Ohrwaschl gewickelt? Und woher hatte sie die Muschel? Aus der Südsee? Oder vom

Kirntag, der zweimal im Jahr hinter der Kirche stattfand? Hörte auch sie darin das Meer rauschen, an dem sie nie in ihrem Leben wirklich war, oder gehörte Omi einem alten Piratengeschlecht an, und die Muschel war für sie nur ein lästiges Mitbringsel, das sie mitsamt der ganzen Beute in ihren Seesack geschmuggelt hatte. Aber wo war dann die verdammte Beute, wenn nur mehr eine müde Muschel davon übrig blieb?

Und wie, um alles in der Welt, war Omilein an diese Dollarnote gekommen? Vielleicht war sie eine Geheimagentin oder eine Handelsreisende, die ihren Cherrybrandy in den USA feilgeboten hatte und sich zur Erinnerung an die blühenden Vertreterjahre überm großen Teich einen einzigen Dollar behielt.

Fragen über Fragen...

Die Antworten werde ich wohl nie erhalten, da ich es damals verabsäumte, mich über meinen fettigen Chipssackerl-Rand zu erheben, meine Großmutter danach zu fragen und endlich meinen Horizont zu erweitern. Der resche, krosse Knister-Knabber-Spaß hat mir mein Hirn komplett verknuspert.

## Schuh tick einer Hinkenden

Den Frühling mochte ich immer schon sehr. Wenn der Schnee im "Grob" auf der Straße ungefähr im April oder Mai langsam zu schmelzen begann und man zwischen Asphalt und unterspülter Eisplatte mit einem lauten Kracher die letzten Reste vom Winter mit ein paar Fußtritten zerstören konnte. Dann war es Zeit für neue Schuhe. Weg mit den Winterstiefeln, rein in Halbschuhe oder, wenn man ganz mutig war, sogar schon ab und zu in Sandalen. Sommer war nämlich erst ab Juli. Also zwei Wochen im Juli, um exakt zu sein, denn ab 15. August begann es spätestens zu herbsteln und der Affenzirkus mit diesen nicht enden wollenden Wintern, in denen es waagrecht schneite, begann von vorne.

Ich liebte die Schuhe der erwachsenen Damen. Wenn sie so dahinklapperten mit ihren Stöckeln und Schlapferln. Damals gab es noch sogenannte Töffler, das waren Pantoletten oder Clogs aus Holz mit Riemchen aus Leder oder Plastik. Und bei jedem Schritt hörte man ein wunderbares Geräusch, wenn die Fersen vom Holz weg- und wieder hineinschnepften.

Oder wenn die Frauen in Plastik-Stöckelschuhen mit Riemchen gingen, quietschten ihre Fersen und manchmal auch die große Zehe so herrlich mit. Dabei standen ihnen die Männer um nichts nach, auch sie hatten damals Schuhe mit ziemlich imposanten Absätzen. Gequietscht haben die weniger, doch hatte man ständig das Gefühl, dass die Herrn in ihren hochhackigen Galoschen einen dynamischeren Schritt bekamen und eine flotte Sohle aufs Parkett legen könnten, auch wenn sie den John Travolta nur vom Hören-Sagen kannten.

Solche Schuhe wollte ich auch!

Das Ding war nur, dass ich keinerlei Halt in herkömmlichen Halbschuhen hatte und nicht damit gehen konnte, da sich von Geburt an meine Füßchen um eineinhalb Schuhgrößen voneinander unterschieden. Der rechte Fuß war immer kleiner, schmaler und schwächer und mit solchen Pantoffeln oder Sandalen zu gehen, hätte ich nicht geschafft.

Außerdem kam ich in der Kirche darauf - und dazu bedurfte es keinerlei Holzschuhe oder filigraner Sandalen – dass die Geräusche, die ich auf dem steinernen Boden von mir gab, keine Regelmäßigkeit aufwiesen, im Gegenteil: ich gab natürlich schon immer Hinke-Töne von mir, die vor einer Messe besonders auffällig waren, da die Leute ja andächtig, leise und vor allem fadisiert in den Bänken saßen und alles dann auf mich starrte, weil man ein seltsames Schlurfen oder einseitiges Klopfen vernahm. Nicht auszudenken, wenn ich mit Diskoschuhen gekommen wäre und auch noch vor mich hingequietscht hätte!

Irgendwie musste ich mich aber meinem Schicksal fügen, denn eigentlich war die Sache mit den klappernden Sommerschuhen ohnehin nur für kurze Zeit relevant. Meistens hat es im "Grob" sowieso geregnet oder es war unwirtlich kühl. Dann kam nämlich meine Zeit, und ich trug gelbe Gummistiefel – ob ich wollte oder nicht. Die schützten vor der Nässe und im weiteren Verlauf vor bösen Krankheiten, die man sich gerücheweise bevorzugt im Unterleib zuziehen konnte. Auch blieben die Füßchen immer rein und stanken unmerklich mehr als die meiner Freundinnen in ihren nassen Socken.

Die Stiefelchen gaben kaum Geräusche von sich, außer wenn ich in eine Pfütze sprang und den Rest um mich herum anspritzte: bevorzugt all jene Leute mit ihren sorglosen Füßen, auf die ich ungemein neidisch war, bin und - ich fürchte - immer sein werde.

Aber das böswillige Springen durch Eisplatten und in kleine Lacken lass ich mir nicht nehmen.  
Was für ein Vergnügen! Auch für eine Hinkende.